und die Anstrengungen des Freien Deutschen Hochstifts gestatteten zunächst eine angemessene Personalausstattung: Außer kontinuierlich arbeitenden Redakteuren konnten zeitweise hauptberufliche Editoren gewonnen werden, die zunächst noch nicht in Angriff genommene Bände bearbeiteten. Ansonsten blieben die meisten Bände an ehrenamtlich tätige Freie Mitarbeiter vergeben, die allerdings auf die Dauer immer schwerer zu gewinnen oder dann zu halten waren. Die Tatsache, dass immerhin acht Dissertationen und eine Habilitation (ausnahmslos von der Bergischen Universität Wuppertal verantwortet) in die Bände der Kritischen Ausgabe eingingen, deutet einerseits die Schwierigkeiten an, auf andere Weise qualifizierte Editoren zu gewinnen – andererseits allerdings auch einen wohl nachahmenswerten Weg, diese Blockaden zu überwinden.[39]

Nach dem Tod Clemens Köttelweschs, der sich um die organisatorische Neuordnung der Ausgabe und die Aufarbeitung der durch die Krise angehäuften Probleme verdient gemacht hatte, wurde mir die Projektleitung im Jahr 1989 übertragen. Seither erschien im Durchschnitt pro Jahr ein Band, so dass 2015 genau vierzig Bände vorlagen, die in den vierzig Jahren seit 1975 herausgekommen waren. Als die Edition des gesamten poetischen Werks abgeschlossen war, ging es an die Neukonzeption der vierfach untergliederten Sektion ›Reden und Aufsätze‹, der in vieler Hinsicht singulären ›Aufzeichnungen‹[40] sowie der erst später eingeplanten Bände ›Herausgebertätigkeit‹ und ›Bibliothek‹. Dabei ergaben sich wieder Divergenzen zwischen den Vorstellungen des Beirats der Forschungsgemeinschaft, einzelner Herausgeber und der mit der Hauptarbeit befassten Redakteure. Letztere betonten die wohl nur einmal gegebene Chance, bislang völlig unbekannte Materialien vollständig und ausgiebig kommentiert veröffentlichen zu können, während der Beirat der Forschungsgemeinschaft (auch aus Spargründen) für restriktive Ausarbeitung der Kommentarteile gerade dieser Bände plädierte, zumal man schon seit Mitte der 90er Jahre stillschweigend und weithin unvermerkt zu einer so gut wie vollständigen Variantendarbietung (allerdings unter strikter Beibehaltung der allgemeinen Editionsprinzipien) zurückgekehrt war. Diese Position setzte sich endgültig durch,[41] als die Deutsche Forschungsgemeinschaft 2008 ihre Förderung nach vierzig Jahren eingestellt hatte.[42]

39 Leider taten sich die meisten Universitäten mit der Anerkennung solcher Themen für akademische Abschlussprüfungen und mit deren Annahme schwer. Ich selbst konnte Ende der 60er Jahre die Philosophische Fakultät der Universität zu Köln nur schwer dazu bewegen, meine sechsbändige ›Wunderhorn‹-Edition, die hernach allgemein größte Anerkennung fand und schließlich auch zur Berufung in das Hauptherausgebergremium der Hofmannsthal-Ausgabe führte, als Habilitationsschrift zu akzeptieren.

40 Vgl. dazu Anm. 18.

41 Die Folgen sind schon äußerlich ablesbar: Nachdem zunächst der Doppelband mit Hofmannsthals ›Turm‹-Dichtungen stattliche 1.215 Seiten gefüllt hatte, wurde er nun umfangmäßig durch ›Reden und Aufsätze 1‹ (1.364 Seiten) übertroffen; der Doppelband ›Aufzeichnungen‹ bringt es schließlich auf 2.628 Seiten.

42 Es muss nochmals betont werden, dass ohne diese Förderung an ein Zustandekommen der Ausgabe nicht zu denken gewesen wäre. Man hat das zunächst auf 2004 terminierte Ende der Zuwendungen

Die zuletzt erschienen Bände zeigen allesamt, welche Schätze bislang im Hofmannsthal-Nachlass verborgen waren, die zum Teil ein ganz neues Licht auf Leben und Werk werfen.[43] Die reichen Register bieten jedem Leser Anknüpfungspunkte verschiedenster und häufig genug überraschender Art. Die noch recht unausgeschöpften editorischen Ergebnisse können insgesamt zur Grundlage einer neuen und in mancher Hinsicht angemesseneren Forschung werden.[44]

(Prof. em. Dr. Heinz Rölleke, FB A/Germanistik, Bergische Universität, Gaußstr. 20, 42119 Wuppertal)

Christoph König
Zur Kreativität philologischer Erkenntnis in komparatistischer Absicht[1]

Die Philologie als Verfahren, den Sinn von Texten zu verstehen und dabei die Voraussetzungen des Verstehens zu reflektieren, hat in der globalen Geschichte verschiedenste Gestalten angenommen. Vertraut sind uns die deutschen Modelle einer national orientierten und einer komparatistischen Disziplinenbildung. Darauf konzentriert sich bislang die Wissenschaftsgeschichte. Doch erkenntnisträchtiger erweist sich

generös, wenn auch ungern, um vier Jahre hinausgeschoben, in denen inzwischen eingekommene Editionsmanuskripte druckfertig gemacht und die Weichenstellung für die noch ausstehenden Bände festgelegt werden konnten. Dennoch ist der zuletzt fest vorgesehene Zeitplan des Erscheinens des abschließenden Bandes der Ausgabe angesichts der radikal ausgedünnten Personaldecke nicht zu halten. Hätte die Forschungsgemeinschaft ihre Förderung wenige Jahre fortsetzen können (wie sie damit erfreulicher Weise beim gleichzeitig begonnenen Brentano-Projekt des Freien Deutschen Hochstifts bis heute verfahren ist), so wäre die Gesamtedition jetzt abgeschlossen. Dass aber das Projekt inzwischen überhaupt kurz vor seiner Vollendung steht, ist auch den Ausnahmen zu verdanken, insofern die Forschungsgemeinschaft im Lauf der Jahre eingearbeitete und höchst versierte Mitarbeiter nicht immer fristgemäß gekündigt hat; ohne solche personale Kontinuität sind solche Mammutunternehmungen schlechterdings nicht durchführbar.

43 Vgl. die in Anm. 13 zitierte Studie von Christoph König, der für seine in Auseinandersetzung mit Peter Szondi und Jean Bollack entwickelte Methode einer kritischen Hermeneutik so ein Komplement fand.

44 Dazu gehört ganz unabdingbar der letzte noch ausstehende Band ›Reden und Aufsätze 4‹, der u. a. einen sehr umfang- und aufschlussreichen Kommentar zur berühmten ›Münchener Rede‹ enthält. Die langwierigen und schwierigen Redaktionsarbeiten bei der Vorbereitung und Begleitung der Drucklegung machen die Weiterbeschäftigung einer versierten Mitarbeiterin unumgänglich, deren Stelle aber bislang finanziell noch nicht gesichert ist.

1 Vgl. Christoph König, Hintergedanken. Zu einer Wissenschaftsgeschichte der Textlektüre, in: Geschichte der Germanistik 39/40, 2011, S. 38-42. – Der vorliegende Essay wurde für die Tagung der Volkswagen-Stiftung und des Max-Planck-Instituts für Wissenschaftsgeschichte zu ›Concepts of Intellectual Quality in the Humanities‹ (Hannover, 2014) geschrieben (vgl. dieses Heft, S. 127-131) und erschien etwas gekürzt unter dem Titel ›Achtung vor den fremden Werken‹, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 23.9.2015.

zusehends eine Komparatistik der Philologien, die ebenso vergessene eigene Traditionen heranzieht, wie sie den weltweiten Vergleich sucht, etwa in chinesischen Traditionen der Interpretation von Literatur in Gedichten (Michael Lackner),[2] in der Rivalität einer poetischen und einer philologischen Disziplin in der arabischen Kultur im 9. Jahrhundert (Beatrice Gruendler),[3] oder im Schaffen einer Dichtersprache kraft der ›*rasa*‹-Theorie durch Sanskritgelehrte (Sheldon Pollock).[4] Die Art philologischer Erkenntnis bemisst sich also weniger an einer bestimmten institutionellen Gewohnheit, sondern an den Formen einer globalen und historischen Praxis. Man muss die Stimme der ›Philologie‹ in den verschiedenen Formen sich zu institutionalisieren hören lernen, gerade in der Diskussion um die intellektuelle Qualität in den Humanities, um die rechten Bewertungsmaßstäbe für philologische Forschung zu finden.

Friedrich Schleiermacher gibt für meine Frage nach den Formen philologischer Praxis (und für die davon herzuleitende Frage nach deren Qualität) eine wichtige Unterscheidung. Man könne, notiert er im Jahr 1805/6 für seine Hallenser Hermeneutik-Vorlesung, Texte auf zweierlei Weisen verstehen: »Zwei entgegengesetzte Maximen beim Verstehen. 1.) Ich verstehe alles, bis ich auf einen Widerspruch oder Nonsens stoße 2.) ich verstehe nichts was ich nicht als nothwendig einsehe *und* construieren kann«.[5] Entweder man geht von dem Vorurteil aus, dass Texte grundsätzlich verständlich sind und es nur gilt, Probleme des Verstehens aus dem Weg zu räumen. Dann stehen die eigenen Erfahrungen im Zentrum: Das Verständnis ist an die Grenzen des eigenen Lebens gebunden, an Grenzen, die kaum in den Blick geraten. Davon zeugt die gängige Auffassung, jeder habe ein Recht auf seine Lektüre. Oder man geht von einer ursprünglichen Unverständlichkeit und der Fremdheit der Texte aus und spricht erst dann von Verstehen, wenn die Fremdheit nicht nur gesucht wird, sondern der Philologe innerhalb des fremden Texts auch dessen Notwendigkeit und innere Logik erkennt und rekonstruiert. Schleiermacher votiert für den fremden Zwang und schafft damit innerhalb der philologischen Wissenschaften, die sich vor allem schweren Texten widmen, den nötigen Ernst.

Der Ernst ist – in einem übergreifenden kulturellen Sinn – heute alles andere als selbstverständlich. Dominant ist die Vorstellung von der prinzipiellen Ambivalenz literarischer Werke, die einer Vielzahl von Lesern zu ihrer Entfaltung bedarf. Diese Vorstellung verbündet sich in der Literaturwissenschaft häufig mit dem Verfahren,

2 Michael Lackner, Der Edle als Philologe. Bemerkungen zu Emotionalität und Subjektivität in den Traditionen der literarischen Kritik Chinas, in: Geschichte der Germanistik 35/36, 2009, S. 51-54.

3 Beatrice Gruendler, Pre-Modern Arabic Philologists: Poetry's Friends or Foes?, in: Geschichte der Germanistik 39/40, 2011, S. 6-21.

4 Sheldon Pollock, The ›Bouquet of Rasa‹ and the ›River of Rasa‹ (Rasamañjarī and Rasatarańgiṇī) of Bhānudatta. Edited, translated and annotated, with an introduction, New York 2009.

5 Friedrich Schleiermacher, Zur Hermeneutik. 1805 und 1809/10, in: ders., Kritische Gesamtausgabe, Abt. 2, Bd. 4: Vorlesungen zur Hermeneutik und Kritik, hg. von Wolfgang Virmond, Berlin 2012, S. 6.

die Bedeutung einzelner Textphänomene durch jeweils andere Theorien zu begründen. Komposit zieht man Theorien und philosophische Ansätze aus anderen Fächern – aus der Psychoanalyse, der Soziologie, den *cultural studies* – heran, begünstigt durch den radikal beschleunigten Theorienwandel der letzten drei Jahrzehnte. Ohne weiteres hält man die solcherart gesteigerte theoretische Komplexität für die adäquate Antwort auf literarische Vieldeutigkeit. Wenn – gegenläufig – die Anstrengungen in der analytischen Literaturwissenschaft sich auch gegen die ›Ambivalenz‹ wenden, greifen sie zu kurz. Diese Literaturwissenschaft möchte die vorgebliche Offenheit durch eine begriffliche Bestimmung der Analyseinstrumente (Kontext, Autorschaft, Strukturen) kontrollieren. Allein, es mangelt an Kriterien dafür, wie die Begriffe im jeweiligen Werk angewandt werden sollen. Zuwenig Aufmerksamkeit schenkt man den eigenen Lektüren, die der Begriffsklärung tatsächlich vorausgehen.

Die Philologie hat es in dieser Welt schwer, denn sie ist eigentlich eine Praxis. Schleiermachers Hermeneutik entsteht als Reflexion der Praxis einer Klassischen Philologie, die sich Ende des 18. Jahrhunderts an deutschen Universitäten formiert. Die Frage, wie ihre Wissenschaft über sich selbst nachdenken kann, ohne sich selbst, d. h. ihren Praxiskern zu verraten, beunruhigt die Philologen von Anfang an – das erklärt ihre Aversion gegen die Philosophie und die Theorien. Doch erst, wenn eine Wissenschaft sich selbst als eine normative Idee bestimmt,[6] kann sie auch Maßstäbe für die intellektuelle Qualität ihrer Praxis entfalten.

Die Philologie kennt einen ihr eigenen Königsweg: Sie sucht die Antwort auf die Frage nach einer eigenen Wissenschaftstheorie in der Reflexivität ihrer Gegenstände. Weil die Poesie denkt, kann ihr der Interpret gedanklich auf den Spuren sein. Der Interpret trachtet danach, der poetischen Reflexivität, die in Gestalt der Notwendigkeit auftritt, von der Schleiermacher spricht, gerecht zu werden. Zur methodischen Kontrolle dieser Spurensuche lässt sich die philologische Praxis von einer Theorie der Praxis (wie die Hermeneutik eine ist) steuern. Eine insistierende Wiegebewegung zwischen Lektüre und Reflexion der Bedingungen der Lektüre entsteht. In diese Reflexion sind maßgeblich die Philosophie und die Wissenschaftsgeschichte einbezogen. Literaturwissenschaftliche Theorien erhalten allein dort eine Bedeutung, wo sie – meist *avant la lettre* – von den Werken selbst kommentiert und auf diese Weise deren Teil geworden sind.

Emblematisch für das Verhältnis von Textreflexion und dem Ernst philologischer Praxis ist die Frage des französischen Gräzisten Jean Bollack: »Würden Sie sich von Ihrem Kollegen am offenen Herzen operieren lassen?«[7] Bollacks Frage richtet sich auf die Qualität philologischer Praxis und sie fordert, dass es in den Philologien genauso ernst zugehe wie in der Medizin. Bollacks Sorge gilt, wenn man so will, dem Leben der Werke. Auf die Richtigkeit der Lektüre komme es also an, und in weiterer

6 Hier verdanke ich viel David Wellberys neoidealistischen Überlegungen zu einer Idee der Literaturwissenschaft, vgl. David E. Wellbery und Carsten Dutt, Sed Contra III: Freiheit als Idee der Literaturwissenschaft, in: German Quarterly 87, 2014, S. 257-276.

7 Dem Verfasser gegenüber mündlich geäußert.

Folge auch auf Bildung und auf gesellschaftliches Handeln, die beide auf einer richtigen oder eben falschen Lektüre aufbauen. Viel stehe also auf dem Spiel, und Bollacks Sorge resultiert aus der zutreffenden Beobachtung, dass in den Geisteswissenschaften allgemein und den Literaturwissenschaften insbesondere das *Dogma der Pluralität* den Ernst und die Qualität der Forschung beeinträchtigt.

Zielt die Frage Bollacks darauf, die Werke zu verteidigen, indem man ihre besondere und eindeutige Subjektivität würdigt (die sie ihrer spezifischen Logik verdanken), so macht er damit auch deutlich, wie diese Subjektivität zu verteidigen sei: Im Mittelpunkt stehe eine *Handlung* – das Operieren und nicht eine *Theorie* des Herzens. Für eine ›Idee der Philologie‹ sei es also nicht nötig, den literarischen Gegenstand theoretisch zu bestimmen (entlang der Frage: ›Was ist Literatur?‹), denn er wird sich in seiner Individualität in der Lektürepraxis erschließen. Die Ästhetik ist der Philologie fremd. Philosophisch lässt sich im Sinn Kants sagen, dass der Gegenstand in seiner allgemeinen Bestimmung als Literatur sich als die Form der Erkenntnis der philologischen Praxis erweist.

Die Qualität der Praxis ist demnach an die Idee einer Philologie gebunden, die in der Praxis sichtbar wird. Die ›Idee‹ bleibt historisch gebunden und kann allein in der Debatte mit der Wissenschaftshistorie freigelegt, oder zumindest: verteidigt werden. Die Geschichte der Germanistik, auf die ich mich hier zu diesem diagnostisch-kritischen Zweck konzentriere, kann auf vielerlei Weise erzählt werden; besonders zwei rasche Durchgänge, eine disziplinäre Geschichte des Erfolgs und eine methodische Geschichte des Vergessens, sind aufschlussreich.

Die Germanistik beginnt um 1800, sich als Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur zu institutionalisieren. Sie tut das in der Gravitation der schon etwas früher erfolgreichen Klassischen Philologie, und sie tut es auf naive Weise, insofern sie die reine Spezialisierung als Qualitätsmaßstab in den Vordergrund schiebt. Das junge Fach grenzt sich so gegen eine öffentliche Legitimation (in Gestalt einer populären Vermittlung von Wissen) und gegen die Theorie ab. Es entstehen vor allem große Editionen (wie Karl Lachmanns ›Parzival‹) oder auch die ersten Bände des ›Deutschen Wörterbuchs‹ von Jacob und Wilhelm Grimm. Gleichzeitig erreicht die philologische Reflexion schon zu Beginn der institutionellen Geschichte der Philologien in Deutschland eine unerhörte Höhe, die der Diskussion von Dichtern, Philosophen und Philologen in Weimar und Jena, von Goethe, Wilhelm von Humboldt und F.A. Wolf etwa, alles verdankt. Das ist namentlich in Friedrich Schlegels Notaten ›Zur Philologie‹ (1797)[8] und in Schleiermachers Hermeneutik greifbar. In Frontstellung dazu beharren die Deutschen Philologen auf den Tugenden und Charaktereigenschaften des ›Sitzfleisches‹. Die Rolle der Praxis verschafft sich Gehör, doch bleibt sie unbedacht.

Der Erfolg der Germanistik verdankt sich insgesamt nicht der Reflexion, sondern

8 Vgl. Christoph König, Grenzen der Cyklisation. Friedrich Schlegels Notate ›Zur Philologie‹ als Form des Romans ›Lucinde‹, in: ders., Philologie der Poesie. Von Goethe bis Peter Szondi, Berlin 2014, S. 36-55.

dem an sie herangetragenen Bildungsauftrag und der Rolle als Nationalphilologie, mit denen eine theoretische De-Sublimierung Anfang des 20. Jahrhunderts einhergeht. Die von den Fachgründern wie den Grimms vorausgesetzte nationale Legitimation des eigenen Tuns wird Ende des Jahrhunderts durch die Bevorzugung des Deutschen an der Schule verstärkt. Und in der Fächerkonkurrenz um 1900 (mit der Philosophie als Leitwissenschaft) behauptet sich die bis dahin naiv an ihrer (öffentlich nicht reflektierten) Praxis festhaltende Disziplin durch eine geistesgeschichtliche Grundlegung. Der Neuansatz, von Wilhelm Dilthey ausgehend, folgt einem schlechten Gewissen darüber, dass jede Praxis inhärent reflexiv ist. Freilich geschieht die Erneuerung mit Hilfe praxisferner Theorien. Man kann in heutiger Diktion von einer ›*Theory with a capital T*‹ sprechen, von einer Theorie mit Welterklärungsanspruch. Die literarischen Gegenstände erhalten einen diagnostischen Wert, d.h. sie werden gebraucht, um die nun als Theorien für höher gehaltenen Konstrukte wie Leben, Geist, Nation, Stamm und Volk zu erkennen. Die Diagnose unterläuft den Blick für die Eigengesetzlichkeit der Werke; sie erleichtert freilich eine strategisch-funktionale Karriere der Disziplin. Dieses Erbe wirkt bis heute und offenbart, in welchen Gravitationen sich die philologische Praxis bewegt – in einer institutionellen, auf Relevanz gerichteten, und in einer philosophisch-theoretischen. Darin muss sie sich kraft einer ihr eigentümlichen Selbstbestimmung behaupten.

Kürzlich hat Peter Strohschneider die notwendige Interaktion der zwei Begriffe ›Disziplin‹ und ›Relevanz‹ entfaltet.[9] Notwendig sei die Interaktion, weil der Selbstbezüglichkeit der Disziplinen (die ihre eigenen inneren Umwelten ausbilden) die Erwartungen demokratischer Mehrheiten entgegenzusetzen seien, um Prioritäten bilden zu können. Dieses systemtheoretische Modell hat alles Interesse am Erhalt einer Disziplin, denn nur so kann diese Spannung erhalten bleiben. Freilich funktioniert das Modell nicht mehr recht, wenn die Disziplin, wie es heute der Fall ist, in ihrer nationalen Relevanz geschwächt ist. Um die von Peter Strohschneider geforderten produktiven Spannungen zwischen Innen- und Außenperspektive auf die Deutung der Literatur gleichwohl zu bewahren, sollte man daher alternativ eine Logik der subjektiven Forschung entwickeln, in der der Forscher sich zu seiner eigenen normativen Voraussetzung verhält, ohne sie sofort fallen zu lassen. Jene Logik wird auf diese Weise buchstäblich am Schreibtisch des Gelehrten, an dem auch seine Gesprächspartner sitzen, aufrechterhalten, und nicht disziplinär. Der Wunsch, innerhalb einer Drittmittelwelt zu reüssieren, führt nur scheinbar zum Ziel. Eine Art immanenter Disziplinarität bildet die Alternative, deren Ort die Praxis zu mehrt des Einzelnen, quasi eine Universität innerhalb der Universität, darstellt.

Die Spannung von Verstehen und institutionellen wie auch bildungspolitischen Ansprüchen ist der philologischen Praxis als Paradox ebenso immanent wie die Spannung von Technik, Wissenschaft und Vermögen, in das die Theorie einzubinden ist. Von der zweiten, methodischen Spannung zeugt eine Geschichte philologi-

9 Vgl. Vortrag von Peter Strohschneider, Zur Komplexität der Forschungsuniversität, Universität Osnabrück, 10.7.2014 (Universitätsreden).

scher Reflexion, die das Fach der Germanistik kaum geprägt hat. Zwischen Schlegel und den Seinen und Peter Szondi, der mit seiner literarischen Hermeneutik nach 1960 auf Schlegels Schriften zurückgreift, vergehen hundertsechzig fast ereignislose Jahre. Nur im Schatten des institutionellen Erfolgs wird man fündig, sucht man nach einer reflektierten Praxis im Sinn Schlegels: in den Literaturgeschichten von Wilhelm Scherer und Walter Muschg etwa.

Schlegel schreibt in einem seiner Fragmente: »Die Kritik der schriftlichen Antiken beruht auf historistischen Prinzipien – besonders die sogenannte höhere.«[10] Historistisch bedeutet so viel wie im Abstand geschichtlicher Fremdheit – das ist der Ausgangspunkt, um die Kräfte des Philologen anzuspannen. In einer dreifachen Stufung von ›Wissenschaft‹ (etwa der Grammatik), Vermögen (dazu zählen Hermeneutik und die höhere Kritik) und letztlich der Kunst steigern sich jene Kräfte. Im Zentrum steht der Gedanke aus Kants dritter ›Kritik‹, dass in der Praxis Fähigkeiten auszubilden sind, kraft derer ein Leser Regeln gebrauchen kann, ohne dafür selbst Regeln zu besitzen. Mit anderen Worten: Man kann Texte verstehen, gerade indem man sich in der Praxis des Verstehens nicht von Regeln (qua Theorien) leiten lässt. Man würde heute, in der Sprache des Neopragmatismus[11] sagen: Eine implizite, nicht ausgesprochene, nicht-diskursive Vernunft sei anstelle der Regeln am Werk. Die solcherart zustande gekommene Lektüre soll, so Schlegel, allerdings nachträglich reflektiert werden, damit der Philologe beim nächsten Mal – wieder ohne Regeln – noch genauer und umfassender zu reagieren vermag. Wieder die Wiegebewegung. Schlegel spricht von der ›Cyklisation‹ und meint ein Insistieren auf den Schwierigkeiten eines Werks, indem man wiederholt die unwillkürlich gelingenden Lektüren reflektiert und solcherart geübt immer neue (unwillkürliche) Lektüreanläufe unternimmt. Das praktische Vermögen lasse sich in die Höhe treiben. Das nennt Schlegel mit Kants Worten ›kunstmäßig‹.

Das Paradox einer kunstmäßig zu handhabenden Wissenschaft hat Schlegel zu lösen versucht, indem er die Kunst selbst als die höchste Form des Verstehens heranzieht – und so seinen Roman ›Lucinde‹ schreibt. Heute sind die in diesem Paradox gewonnenen Einsichten anders, nämlich diskursiv zu begründen. Nicht als Kunst begründet sich eine Einsicht, sondern im Argument. Der Gewinn der Erkenntnis wird damit von deren Begründung getrennt. Das Vermögen steht einer disziplinär verfassten Sprache gegenüber. Mit anderen Worten: Diesem Diskurs sind oft kulturelle und wissenschaftsgeschichtliche Grenzen gesetzt, sodass nicht nur gilt, was anerkannt wird, sondern auch, was ein Leser kraft seiner Subjektivität und Hartnäckigkeit sich selbst gegenüber behauptet. Die innere Auseinandersetzung wird notwendig, wenn die Zeit noch nicht ›reif‹ ist, oder mit anderen Worten: wenn bestimmte Aussagen für die *scientific community* gar nicht als diskurswürdig in Betracht kommen. Mit der Historizität der Erkenntnis ist gerade auch in diesem Sinn zu rechnen.

Für die Beurteilung der Qualität philologischer Forschung hat diese Trennung entscheidende Konsequenzen: Es gilt nun, im Resultat der Forschung die Praxis zu erkennen, die zu diesem und jenem Resultat geführt hat. Der Gewinn besteht darin, geht es um die Evaluation, das Urteil nicht aufschieben zu müssen. Man fragt nicht mehr anderswo und bei anderen nach, in dem Sinn, dass nur hochwertig sei, was hochwertige Wissenschaftler als hochwertig anerkennen. Statt des Aufschubs richtet sich der Blick direkt auf die Praxis und prüft, inwiefern sie der ›Idee der Philologie‹ gerecht wird.

Für eine in der Idee der Philologie sich erkennende Praxis sind folgende Gesichtspunkte zu beachten:

1. Historizität. Die Philologien sind historisch verfasst – der doppelte Durchgang durch die Geschichte der Germanistik hat das gezeigt. Historisch sind sie in ihrem Praxisbezug, zugleich gewinnen die Philologien daraus auch die Möglichkeit, Stellung zu beziehen. Denn im – nun dann globalen – historischen Vergleich zeigen sich Konstanten des Verstehens und des Reflektierens, die sich gegenüber den Einflüssen von Disziplin und Relevanz verteidigen lassen.

2. Idee der Philologie. In der Kenntnis der historischen Forschung lässt sich die Idee der Tätigkeit freilegen, die sie konstituiert. Diese Tätigkeit ist von Paradoxa oder – wenn man so will – von Kernkonflikten geprägt: In der philologischen Praxis steht die Wissenschaft gegen die Kunst, steht das ästhetische einem historischen Interesse gegenüber, das die Philologie als Altertumswissenschaft oder als Kulturwissenschaft prägt. Und der Erkenntniswille ist in Bildungsansprüche gebettet.

3. Insistieren. Hier geht es um eine Hartnäckigkeit, die Schlegel ›Cyklisation‹ nannte. Man erkennt die nötige Hartnäckigkeit an der Treue der Forscher zu ihren Gedanken (die Zahl solcher Gedanken ist in einem Forscherleben naturgemäß beschränkt), an der Selbst-Kritik solcher Gedanken, oder an der Diskussion früherer Forschungen, wie sie die Wissenschaftsgeschichte überliefert. Eine insistierende Lektüre überwindet den Gegensatz zwischen Vermögen (wie es sich in den genannten Paradoxa entfaltet) und diskursiver Begründung. Das Wort ›Lektüre‹ ist sprechend: Einmal ist es die Aktivität selbst und dann auch deren Resultat. Beides gilt es zu verbinden.

4. Stil. Auf den Stil kommt es bei alledem besonders an. Nicht weil die Forschungsarbeiten im Namen einer bestimmten, meist klassischen Ästhetik schön oder unterhaltsam sein sollen: das wäre ein Missverständnis, sondern weil der Gegenstand, das literarische Werk, individuell ist und die Praxis sich an den Gegenstand zu richten hat. Im Stil lässt sich mit den generellen Argumenten und den Begriffen der Wissenschaft gedanklich ringen, um die Individualität zu fassen, die der nondiskursiven Lektüre zugänglich ist. Der Stil ist diese Gedankenarbeit.

10 Friedrich Schlegel, Zur Philologie, in: ders., Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 16: Fragmente zur Poesie und Literatur I. Mit Einleitung und Kommentar, hg. von Hans Eichner, Paderborn u. a. 1981, S. 33-81, hier S. 38.

11 Vgl. John McDowell, What Myth?, in: Inquiry 50, 2007, H. 4, S. 338-351; Robert Pippin, Leaving Nature Behind (On John McDowell's Mind and World), in: ders., The Persistence of Subjectivity. Cambridge 2005, S. 58-75. Die Frage stand im Zentrum eines TransCoop-Programms von James Conant, David Wellbery und Christoph König über ›Das nicht-diskursive Denken von Goethe bis Wittgenstein‹ (2010-2014), gefördert durch die Alexander von Humboldt-Stiftung.

Entlang solcher systematisch aufeinander bezogener Gesichtspunkte bleibt die Philologie sich treu. Sie konstituiert sich als Theorie der Praxis, mit dem Ziel, die Kreativität der Erkenntnis zu fördern. Und sie tut das, indem sie die eigenen, oft spontanen Lektüren zu verstehen und zu kontrollieren sucht – als Philologie der Philologie.

(Prof. Dr. Christoph König, Institut für Germanistik, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49074 Osnabrück; E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de)

Wie lässt sich intellektuelle Qualität in den Geisteswissenschaften einschätzen? Einige Empfehlungen

1. Vorrede

Diese Empfehlungen sind das Ergebnis einer Diskussion, die im Rahmen eines kleinen, von der Volkswagen Stiftung finanzierten Workshops am 11./12. September 2014 in Hannover geführt wurde.[1] Zu den Teilnehmern zählten Geistes- und Sozialwissenschaftler aus einem breiten Fächerspektrum (Philosophie, Psychologie, Geschichtswissenschaft, Philologie, Literaturwissenschaft, Anthropologie, Kulturwissenschaften), auch zwei Biologen waren dabei. Die Teilnehmer kamen aus verschiedenen Ländern (etwa aus China, Frankreich, Deutschland, Indien, Israel, der Schweiz, dem Vereinigten Königreich und den Vereinigten Staaten von Amerika), und sie standen auf unterschiedlichen Karrierestufen (einige am Anfang, andere waren arrivierter). Das Ziel des Workshops lautete, Empfehlungen zu formulieren, mit denen sich die intellektuelle Qualität in den ›Humanities‹ einschätzen lasse – die Empfehlungen sollten den praktischen Nutzen haben, Drittmittelanträge, Bewerbungen um Fellowships und Preisnominierungen zu bewerten helfen. Die Empfehlungen sollten zum einen klar und griffig genug sein, und sie sollten zum anderen zwischen der Skylla mechanischer Prozeduren, die sich auf Behelfsgrößen (*proxy indicators*) wie die Zitierhäufigkeit oder die Drittmittelbilanz stützen, und der Charybdis ineffabler Kennerschaft (nach dem Motto: Wenn ich es sehe, erkenne ich es) hindurchsteuern.

Diese Initiative hatte mehrere Auslöser: die Veränderung von Evaluationsprozessen, gerade im Zusammenhang internationaler Rankings, wo quantifizierenden Indikatoren immer größere Bedeutung zukommt, wie etwa dem Impact von Zeitschriften oder Zitationsindexen (vgl. das Leidener Manifest zum Gebrauch von Science- und Technology-Indikatoren), und wo man sich immer weniger auf das Expertenurteil verläßt, das auf der Lektüre des jeweiligen Werks basiert; wachsender Druck seitens privater und öffentlicher Förderer, mehr konkrete Ergebnisse (nach Möglichkeit praktische Ergebnisse im marktwirtschaftlichen Sinn) in immer kürzeren Zeitspannen zu erzielen – was die Risikobereitschaft in ergebnisoffener Forschung mindert; und die wachsende Ökonomisierung aller Lebensbereiche, die die Berechtigung von Unterfangen (wie eben die Geistes- und Naturwissenschaften) in Frage stellen, die Werte jenseits von Effizienz und Produktivität befördern. Die Naturwissenschaften sind zwar gleichfalls diesem Druck und dessen zerstörerischer Wirkung auf die Qualität der Forschung ausgesetzt, doch die Geisteswissenschaften zeigen sich besonders verletzlich. (Erst jüngst haben die Herausgeber der zehn wichtigsten Zeitschriften in den Naturwissenschaften dagegen protestiert, dass individuelle Zitationshäufigkeiten als Indikator für Leistungsbewertung genutzt werden.[2])

Diese Empfehlungen sind genau das: Empfehlungen, kein Regelwerk oder eine Checkliste oder ein Katalog. Im Bewusstsein der geschichtlichen und kulturellen Unterschiede in den ›Humanities‹ (die schon im Versuch deutlich werden, den Begriff in andere europäische Sprachen zu übersetzen) erheben wir weder den Anspruch, dass alle Kriterien auf alle geisteswissenschaftlichen Fächer zutreffen, erst recht nicht auf die neu entstehenden Initiativen wie die ›Digital Humanities‹, die Umwelt- oder die Medizin-›Humanities‹. In den meisten Fällen gelten nur einige wenige Merkmale. Noch verstehen sich diese Kriterien als umfassend oder statisch: In den Geisteswissenschaften sind – wie in den Naturwissenschaften – Richtwerte intellektueller Qualität das Ergebnis geschichtlicher Entwicklungen und verändern sich weiterhin. Zwar erlauben einige Aspekte, zumindest einige Geistes- von zumindest einigen Naturwissenschaften zu unterscheiden – wie etwa nach den Kriterien kultureller Bedingtheit und der Herausbildung subjektiver Sichtachsen. Doch zugleich gibt es hinsichtlich einiger Kernkriterien deutliche Überschneidungen. Die Empfehlungen sollen deutlich zeigen, wo die Gemeinsamkeiten und die Unterschiede liegen. Das Ganze soll auch nicht auf eine Bewertung von Institutionen zielen, sondern auf Individuen und Gruppen von Forschern. Und schließlich sollen diese Empfehlungen das jeweilige Erarbeiten eines Urteils nicht ersetzen, sondern es anleiten. (Übers. von Ch. K.)

2. Guidelines

a) Scholarly solidity: All good work in the humanities (and the sciences) should meet the standards of clarity in expression, consistency and rigor in argument, familiarity with the relevant sources, adequacy of the evidence to support claims made,

1 Die Initiative fand seither ihre Fortsetzungen, etwa in dem auf einer Veranstaltungsreihe der Universität Zürich beruhenden und von Michael Ochsner u. a. hg. Sammelband ›Research Assessment in the Humanities: Towards Criteria and Procedures‹ (Springer 2016) und in dem Beitrag von Christoph König, ›Achtung vor den fremden Werken‹, der in der ›Frankfurter Allgemeine Zeitung‹ am 23.9.2015 erschien (vgl. dieses Heft, S. 120-127) und zu einer intensiven Diskussion um den Begriff der ›Lektüre‹ in den Philologien führte. Insgesamt ist es wünschenswert, die ›Empfehlungen‹ in Richtung einzelner Fächer oder Fächerfamilien fortzuentwickeln.

2 Ewen Callaway, Beat it, impact factor! Publishing elite turns against controversial metric, http://www.nature.com/news/beat-it-impact-factor-publishing-elite-turns-against-controversial-metric-1.20224?WT.ec_id=NEWSDAILY-20160711 (Zugriff: 13.7.2016)

Geschichte der Germanistik

Historische Zeitschrift für die Philologien

Herausgegeben von
CHRISTOPH KÖNIG
und
MARCEL LEPPER

in Verbindung mit
Michel Espagne,
Ralf Klausnitzer,
Denis Thouard und
Ulrich Wyss

2016
Doppelheft 49/50

Wallstein Verlag

Eine Veröffentlichung
der Deutschen Schillergesellschaft e. V.
Redaktion: Ruth Doersing und Na Schädlich

Editorial Board:
Anne Bohnenkamp, Beatrice Gruendler, Michael Lackner, Sheldon Pollock, Jörg Schönert, Jürgen Paul Schwindt und Meike G. Werner

Die Zeitschrift ›Geschichte der Germanistik‹ widmet sich unter vier Gesichtspunkten – Forschung, Diskussion, Dokumentation und Kommunikation – der Fachhistorie der deutschen Philologie von den Anfängen um 1800 bis heute. Sie bezieht alle fünfzig Länder ein, in denen das Fach bisher existiert. Fragen der Allgemeinen Wissenschaftsgeschichte sowie die Historie benachbarter Philologien gewinnen an Gewicht zugunsten einer Komparatistik der Philologien. Das kritische Potential der Wissenschaftsgeschichte soll für die Fächer heute, die sich der Literatur und der Sprache widmen, entfaltet sein.

Die ›Geschichte der Germanistik‹ erscheint in der Regel als Doppelheft einmal jährlich. Preis des Doppelheftes €14,–; im Abonnement €10,–. Preise und Lieferbarkeit älterer Hefte auf Anfrage. Beiträge sind an die Herausgeber der ›Geschichte der Germanistik‹ zu senden:

Prof. Dr. Christoph König
Lehrstuhl für Neuere und neueste deutsche Literatur
Universität Osnabrück
Neuer Graben 40
49074 Osnabrück
E-Mail: christoph.koenig@uni-osnabrueck.de

PD Dr. Marcel Lepper
Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik
Deutsches Literaturarchiv
Postfach 1162
71666 Marbach/Neckar
E-Mail: marcel.lepper@dla-marbach.de

Für die Einrichtung der Beiträge, die als Manuskript und elektronisch einzureichen sind, ist ein Merkblatt maßgebend, das bei der Redaktion anzufordern ist.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2016
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond und Frutiger Roman
Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen
ISBN 978-3-8353-1901-1
ISSN 1613-0758

Inhalt

Aufsätze und Diskussionen

Dongfang Xue: European Philology in Republican China *(Kevin Chang)* 5

Das klassische Modell zum Ursprung der indoeuropäischen Sprachen und seine impliziten Voraussetzungen *(Jean-Paul Demoule)* 22

Brüche in der Sprachforschung im 20. Jahrhundert *(Utz Maas)* 33

›Arabic as a Living Organism‹. Jurjī Zaydān (1861-1914) and the Pathology of Language *(Islam Dayeh)* 66

Präliminarien zu den hermeneutischen Vorgehensweisen von Jean Bollack und Peter Szondi *(André Laks)* 76

Von der Kulturkritik zur Sabotage. Der neue marxistische Hermeneutismus *(Sultana Wahnón)* 89

Ehe Kittler Kittler wurde. Frühe Schriften aus dem Nachlass *(Heinz Schlaffer)* 100

Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke – Kritische Ausgabe. 40 Bände – eine fast vollendete Edition *(Heinz Rölleke)* 104

Zur Kreativität philologischer Erkenntnis in komparatistischer Absicht *(Christoph König)* 119

Wie lässt sich intellektuelle Qualität in den Geisteswissenschaften einschätzen? Einige Empfehlungen 126

Philologia Rediviva? *(Sheldon Pollock)* 130

Philosophie als Lebenspraxis und Philosophie als Schreibpraxis. Enrico Müller und Christoph König zum Konzept des Perfektionismus bei Nietzsche *(James Conant)* 134

Projekte

Global Archives *(Hendrikje Schauer, Lisa Sophie Kämmer, Amit Levy, Adi Livny)* 145

Das Editionsprojekt ›Poetologie und jüdische Philosophie. Gershom Scholem-Edition‹: Literarische und poetologische Schriften in Scholems Nachlass in der National Library of Israel, Jerusalem *(Hannah Markus)* 151

Diltheys Autobiographiekonzept als Grundlage der Geisteswissenschaften *(Mathis Lessau)* 153

Der Briefwechsel zwischen Peter Szondi und Jacques Derrida als Zeugnis der frühen Derrida-Rezeption in Deutschland *(Sima Reinisch)* 155

An der Schwelle zu einer Fachgeschichte der Nachkriegsjahrzehnte: Bemerkungen anlässlich des Entstehens eines Romanistenlexikons *(Kai Nonnenmacher)* 156

Gründung des ›Zentrums für die Theorie der Philologie‹ in Heidelberg und Anzeige der Tagung »Die Theorie der Philologie – Eine Standortbestimmung« *(Jürgen Paul Schwindt)* 159

Nachlässe – Sammlungen – Autographen

Neuerwerbungen der Marbacher Arbeitsstelle für die Erforschung der Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv Marbach *(Ruth Doersing)* 160

The Leonardo Olschki papers at the Getty Research Institute *(Marcia Reed)* 161

Kommentierte Bibliographie

Systematische und theoretische Aspekte 164

Hermeneutik, Philologie, Textkritik 165

Institutionen- und Personengeschichte 168

Literaturwissenschaft 174

Sprachwissenschaft 176

Klassische Philologie 177

Sinologie 178

Andere kultur- und geisteswissenschaftliche Disziplinen 178

Kolloquien

Philologische Implikationen des Übersetzens *(Alexander Nebrig)* 181

Aufsätze und Diskussionen

Kevin Chang

Dongfang Xue: European Philology in Republican China*

»We want the orthodoxy of scientific *dongfang xue* 東方學 (literally: study of the East) in China,« Ssu-nien Fu 傅斯年 (1896-1950) proclaimed upon the foundation of the Institute of History and Philology at Academia Sinica. Fu, a leading historian of ancient China, had studied philology at the University of Berlin. When he had the chance to establish an institute for Chinese studies, he made it an institute of history and philology. The importance of philology for Fu is obvious.

Another leading historian of Republican China, Yin-ke Chen 陳寅恪 (1890-1969), also studied philology at Berlin at around the same time. He took advanced courses in Sanskrit, Pali, Tibetan, Manchu, Mongolian, and a number of other so-called oriental languages, and was seen by later scholars as China's primary practitioner of *dunhuang* 敦煌 studies. Chen once wrote: »An age's scholarship has its new materials and questions. The new current of the age uses new materials to study new questions. When scholars get to participate in the current, they are competitive. When they do not, they are *buruliu*. Dunhuang studies is the new current of today's scholarly world.«[1]

Buruliu is a very strong term in Chinese. More than uncompetitive, it even implies outcast, or at least morally unfit. Chen went on to lament that scholars from as far east as Japan and as far west as France and Germany had all contributed to Dunhuang studies. It was a pity that less than a handful of Chinese joined the current. This shows the sense of urgency and direness for Chen and his country.

Though Fu and Chen, two revered scholars in China's Republican era (1912-1949), have been the subjects of many good and thorough studies, few have explored the profundity and breadth of the philological visions and methods in their scholar-

* The research for this paper was supported by the Career Development Award of Taiwan's Academia Sinica, Grant No. 103-2420-H-001-007-MY3 of the Ministry of Science and Technology, Taiwan, and the Alexander von Humboldt Foundation's Experienced Scholar Fellowship. I am indebted to the Max Planck Institute for the History of Science, Berlin, Germany, especially its director, Professor Lorraine Daston, for sponsoring my research stay in the academic year of 2014-15. A previous version of this paper was presented at the International Consortium for Research in the Humanities and the Lehrstuhl für Sinologie at the University of Erlangen. I thank their director Professor Michael Lackner for the invitation and the audience for their thoughtful feedback. I am grateful to the Center for Digital Cultures and the Digital Humanities Research Center of the Institute of History and Philology, Academia Sinica, especially to Ms. Yu-Feng CHIEN and their director Dr. Fu-Shih LIN, for assistance with the maps.

1 Yin-ke Chen 陳寅恪, Dunhuang jie yu lun xu 燉煌劫餘錄序 (Preface to After the Disaster of Dunhuang, 1930), in: Chen Yinke xiansheng quanji 陳寅恪先生全集 (Complete works of Yin-ke Chen), Taipei: Liren shuju 1979, p. 1377.